

Schenkendorf, würde er auch auf manche Gedichte Herweghs und Freiligraths zu treffen. Wenn wir ihn nun aber auch auf Schweichels neuesten Roman anwenden, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß dieser Roman die Anwendung eines streng literarischen Maßstabs nicht verträge. Im Gegentheil steht er hoch über allen bisherigen Versuchen, den deutschen Bauernkrieg dichterisch zu bewältigen; zu Gehart Hauptmanns bekanntem Schauspiel verhält er sich, wie auf wissenschaftlichem Gebiet sich ein modernes Geschichtswerk zu einer mittelalterlichen Chronik verhalten mag. Schweichel klebt nicht an äußerlichen Schnörkeln und Schnurren, aber dafür hat er den historischen Zusammenhang des Bauernkriegs klar erfaßt; er kolorirt nicht bloß einen derben Holzschnitt der Reformationszeit, sondern giebt ein wirkliches Bild, das erste künstlerische Bild, von dem man sagen darf, daß es jenes große Schicksalsjahr der deutschen Geschichte wieder zu beschwören gewußt hat.

Nur drängen sich auf diesem Bilde die Gestalten hier oder da gar zu sehr, und die Komposition des Bildes zerfällt etwas, weil zu viel in seinen Rahmen gespannt werden soll. Schweichel hat mit glücklichem Griff das fränkische Gebiet des Bauernkriegs zum Schauplatz seiner Handlung gemacht: hier verließen die Ereignisse am spannendsten, hier stießen alle Gegenätze der Zeit, fürstliches, ritterliches, bürgerliches, bäuerliches Leben, am schärfsten aufeinander, hier waren alle damaligen Klassen und selbst Klassenfraktionen durch lebensvolle Gestalten vertreten, die sich noch durch das Dämmerlicht der Jahrhunderte mit mehr oder minder großer Deutlichkeit erkennen lassen. Indem Schweichel diesen ganzen Reichthum zu erschöpfen sucht, kommt der Dichter manchmal gegen den Historiker, der Roman manchmal gegen die Geschichte zu kurz. Eben diesen Fehler aber rein ästhetisch zu beurtheilen, wäre ein Unrecht gegen den Dichter, dem es mehr darauf ankam, dem Volke wieder jene große Vergangenheit zu beleben, als eine Fabel zu erfinden, die gegen jeden künstlerischen Einwand hieb- und stichfest wäre. Einen Dichter, dem die große Sache des arbeitenden Volkes seit langen Jahrzehnten die begeisterte Muse gewesen ist, schmückt solch ein Fehler, wie die Narbe den Krieger.

Und so wünschen wir dem Roman Schweichels die weite Verbreitung, die er namentlich auch in den Kreisen des deutschen Proletariats verdient. F. M.

Konrad Telman, **Gottbegnadet**. Roman. Dresden 1897, Reißner.

Ein Roman, nicht schlechter als andere, aber auch nicht besser. Man beginnt ihn gleichmüthig zu lesen, und ist am Ende ebenso gleichmüthig. Man ist weder überrascht, am Schluß zu sein, noch hat man ihn erwartet. Es läßt sich eigentlich nichts an dem Buche tadeln, manches Loben, besonders die gute Sprache und ein paar nette Gedanken, aber es spricht nicht sehr für ein Werk, wenn man ihm ganz kühl gegenüberbleibt. Immerhin, der Roman ist lesenswerth, viel mehr als unsere gewöhnliche Zeitschriftenbellesitistik, und wenn der Verfasser ein Franzose wäre, würde die deutsche Uebersetzung mehr Auflagen erleben, als es vermuthlich jetzt mit dem deutschen Original der Fall sein dürfte. Man weiß wirklich nicht, soll man sich darüber freuen oder es beklagen, daß der Autor ein Deutscher ist. D. B.

Dr. Max Nettlau, **Michael Bakunin**. Seine Biographie. Erster Band und erste Abtheilung des zweiten Bandes, die Zeit von 1814 bis September 1868 umfassend. Vom Verfasser in fünfzig Exemplaren autokopistisch vervielfältigt. 385 Folioseiten. London NW., 36 Fortune Terrace Gate, Willesden.

Der Verfasser hat ein Exemplar seiner Arbeit dem Parteiarchiv der deutschen Sozialdemokratie überwiesen und den Unterzeichneten ersucht, von ihr in der „Neuen Zeit“ Notiz zu nehmen, welchem Wunsche gern, wenn auch etwas verspätet, nachgekommen wird. Es ist mir bisher nicht möglich gewesen, den, wie Dr. Nettlau selbst schreibt, bei der Vervielfältigung nicht immer sehr lesbar ausgefallenen Abzug ganz durchzugehen. Unter diesen Umständen muß ich mich darauf beschränken, über das Werk zu referiren, statt es zu rezensiren.

Es ist die Arbeit eines Gesinnungsgeossen oder, wenn man will, Gesinnungs-
verwandten des vielgenannten russischen Revolutionärs. Und man muß sagen, daß
der Verfasser durch sein Werk seiner Gesinnungsverwandtschaft ein wichtiges
Zeugniß ausgestellt hat. Es gehört große Liebe zu einem Gegenstand dazu, ihn so
viel Zeit und Mühe zu widmen, wie von Dr. Nettlau auf die vorliegende Arbeit
aufgewendet wurde. Seit nahezu zehn Jahren sammelt der Verfasser an dem er-
forderlichen Material, wobei mancherlei Reisen nötig waren. Nachdem dann zwei
Versuche, für sein Werk einen Verleger zu finden, fehlgeschlagen, hat Herr Nettlau
von der Drucklegung ganz abgesehen und sich der mühsamen Arbeit unterzogen, das
ganze Manuscript mit dem Autokopist zu vervielfältigen. Die so erhaltenen fünfzig
Exemplare sind zumeist an öffentliche Bibliotheken gegeben worden, wo sie Jedem
zugänglich sind, der sich für Bakunin und sein Wirken näher interessiert. Eine kürzere
Biographie gedenkt der Verfasser nach Vollendung des ganzen Werkes, das auf den
doppelten Umfang des vorliegenden Theiles geschätzt ist, im Drucke herauszugeben.
Bis dahin wird er Jedem dankbar sein, der ihm neues, bisher unbekanntes Material
über Bakunin zustellt oder nachweist.

Der Verfasser erklärt, sich im Wesentlichen auf die Zusammenstellung, Er-
läuterung und Kritik des von ihm gesammelten Materials beschränkt, aber von jeder
Verarbeitung unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten historischen Methode ab-
gesehen zu haben. Er glaubt an keine Geschichte oder, um seine eigenen Worte zu
gebrauchen, er hat „den weitgehendsten Nichtglauben an alle und jede Geschichte“.
„Die Wirklichkeit ist immer anders, scheint mir eine der wichtigsten Bemerkungen“
(Vorbemerkung). Geschichtsschreibung nach bestimmten Motiven, ob diese nun ideo-
logische, psychologische oder ökonomische sind, liefert ihm Romane, Dichtungen,
Monologe — „unausstreichlich“ wie alles tendenziöse Dichten. Der Geschichtsschreiber
hat die Thatfachen nach bester Kenntniß niederzuschreiben und nach Kriterien für
die Verlässlichkeit der einzelnen Quellen zu suchen. Im Uebrigen aber hat er, statt
dem Urtheil des Lesers vorzugreifen, diesen für sich selbst denken zu lassen. Die
Trockenheit und das Mechanische dieser Methode sind in des Verfassers Augen Vor-
züge, und wo er sich hat verleiten lassen, von ihr abzuweichen, will er es, da es
zur Korrektur zu spät, nachträglich zurückgenommen haben.

Man muß indeß nicht glauben, daß es dem Werke Dr. Nettlaus an polemischem
Stoffe mangelt. Nettlau erklärt unter Anderem das in den Händen der marxistischen
Sozialdemokraten befindliche Material als ihm unzugänglich zu betrachten. „Diese
Seite, die ich der Wahrheit entsprechend angreifen muß, kann ich nicht um Gefällig-
keiten ersuchen.“ Er überlasse es ihnen, ihn je nachdem zu widerlegen oder zu er-
gänzen. In dem Sage: „die ich der Wahrheit entsprechend angreifen muß“, liegt
für uns die Kritik dessen, was Nettlau als seine Methode bezeichnet. Wollte er
konsequent sein, so mußte er auf alles Angreifen verzichten, denn es giebt keine
Wahrheit, die ihn nöthigte, anzugreifen. Die Wahrheit, sofern sie sich als solche
erweist — und wir wollen hier von der verzwickten Frage: was ist Wahrheit? ab-
sehen —, die Wahrheit also thut das gegebenenfalls selbst. Kann Nettlau nicht
umhin, ihr ins Handwerk zu pfuschen, so fällt er in die subjektivistische Behandlung
der Thatfachen zurück und erklärt er die von ihm verkündete Methode für unzu-
länglich. Aber auch wenn er das Angreifen ließe, könnte er nur ein gefärbtes Bild
liefern. „Das Leben ist reicher als alle Logik“, sagt er selbst. Das Leben ist aber
auch reicher als alle Darstellung. Der Biograph muß Auswahl treffen, und wie er
sie trifft, wie er resumirt, hängt von seiner Individualität ab. Ich habe bei Be-
sprechung einer früheren Arbeit Nettlaus die Worte „bis zur Fälschung subjektiv“
gebraucht. Nettlau hat darin den Vorwurf bewusster Fälschung erblickt, den ich ge-
rade hatte vermeiden wollen. Ich wollte nur feststellen, daß Thatfachen von ihm
in so einseitiger Darstellung vorgeführt wurden, daß ein total falsches Bild heraus-
kam. Natürlich ist auch mein Urtheil subjektiv und von bestimmten Eindrücken ab-
hängig. Aber soweit glaube ich es doch für den erwähnten Fall als maßgebend
heranziehen zu können, als es bezeugte, daß Nettlaus Darstellung sich nicht genau

mit den Thatsachen deckte. Und das wird auch hinsichtlich des vorliegenden Werkes zutreffen. Entweder das Material, das Nettlau bietet, ist ein unlesbares Chaos, oder es ist nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt, bearbeitet und geordnet. Ohne solche Sichtung müßte jede Biographie unzählige Bände umfassen, denn wie viel Faktoren spielen nicht in das Leben des einzelnen Menschen hinein. Es ist Selbsttäuschung, wenn Nettlau vermeint, es gehe bei ihm ohne subjektivistische Thatsachen ab. Das ist ganz unmöglich und unnötig. Was der Geschichtschreiber vermeiden soll, ist, den Thatsachen einer vorgefaßten Theorie zu Liebe Gewalt anzuthun und Hypothesen anders denn als solche zu geben. Aber ihm verbieten, nach Motiven zu forschen, weil dabei nur Dichtung herauskäme, das läuft in der That auf einen historischen Nihilismus hinaus, der die Geschichte wieder völlig auf den Standpunkt der Anekdotenerzählung herabbrächte.

Soweit wir in sein Manuskript hineingeblickt, ist Nettlaus Geschichtschreibung viel weniger nihilistisch als seine Geschichtstheorie. Auf den meritorischen Inhalt der vorliegenden dreißig Kapitel einzugehen, würde uns zu weit führen. Sie gehen, wie oben angegeben, bis zum Jahre 1868, d. h. bis zum Vorabend des akuten Kampfes zwischen Marx und Bakunin in der Internationale. Ed. B.

W. Jensen, Aus See und Sand. Roman. Weimar 1898, Emil Felber.

Es steckt in dem Buche noch alte Romankunst. Wir sind freilich die Art Geschichten nicht mehr gewohnt; wir finden sie eben zu „roman“haft. Unendliche Erfindungsgabe gehört dazu, solche Begebenheiten zu erfinden, wie sie da auf uns eindringen, und ihre Häufung macht sie unwahrscheinlich; aber sie sind mit feiner Kunst verknüpft und poetisch vorgetragen. Man muß sich nur gutwillig vom Strome der Erzählung tragen lassen: er fließt reich und schön genug, um über seichte Stellen hinwegzutäuschen und böse Klippen gefahrlos zu passieren. Und das Leben, das sich an den Ufern abspielt, wer wollte bei der schnellen Fahrt unteruchen, ob es ganz echt oder nur nach Art unserer Wandelpanoramen halb Kunst, halb Natur ist? Die Täuschung ist jedenfalls eine vollkommene und die Reise so abwechslungsreich und spannend, daß wir Jedem raten, die Fahrt mitzumachen. D. B.

Eduard Fuchs, 1848 in der Karikatur. Verlag von M. Ernst, München.

Diese, auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Veröffentlichung steht in erster Reihe unter den Erinnerungsgaben an die Revolution von 1848, deren das ablaufende Jahr so viele gebracht hat. Mit Recht steht Fuchs in der politischen und sozialen Karikatur eine wirksame Waffe des Kampfes und damit einen bedeutsamen Kulturfaktor; für spätere Zeiten wird sie obendrein zu einem wichtigen Hilfsmittel des historischen Verständnisses. Sie kann Einblicke in die Zeit ihrer Entstehung eröffnen, die in gleicher Weise selbst das ausführlichste Geschichtswerk nicht zu geben vermag. Dies gilt nicht zuletzt auch von den etwa fünfzig Karikaturen — darunter fünfzehn Einblattdrucken —, die Fuchs aus den Revolutionsjahren gesammelt und mit erläuterndem Texte herausgegeben hat. Viele davon sind sehr wichtig, fast alle aber in der einen oder anderen Art charakteristisch. Paris, München, Berlin sind hauptsächlich ihre Heimstätten, Wien steht sehr zurück, obgleich Metternich nächst Friedrich Wilhelm IV. das beliebteste Opfer der damaligen deutschen Karikatur gewesen ist. In München gab Lola Montez unerschöpflichen Stoff. Fuchs beschränkt sich übrigens nicht allein auf die Revolutionsjahre, sondern zieht auch ihre Vorgeschichte mit hinein, was natürlich nur gebilligt werden kann; die vormärzlichen Karikaturen waren die Sturmvögel der Revolution. Zu ihnen gehört beiläufig auch die berühmte Karikatur auf Friedrich Wilhelm IV.: Wie einer immer daneben tritt, die bei Fuchs den Reigen der Einblattdrucke eröffnet; sie entstand nicht erst 1848, wie Fuchs meint, sondern schon 1841, in der ersten Enttäuschung nach dem Regierungsantritt des Königs, und gab den hauptsächlichsten Anlaß, die — zeitweise aufgehobene — Bilderzensur wieder einzuführen. F. M.